

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 18 (1977)
Heft: 11

Artikel: Landser am Zaun : der Alltag bei den sowjetischen Grenztruppen :
Erinnerungen an eine Dienstzeit
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Alltag bei den sowjetischen Grenztruppen

Landser am Zaun

Erinnerungen an eine Dienstzeit

Die exilrussische Monatsschrift «Possev» hat in ihren Nrn. 3 und 4/1977 veröffentlicht, was ein Angehöriger der sowjetischen Grenztruppen über seine eben absolvierte Dienstzeit berichtet. Die Schilderung des sowjetischen Soldatenalltags bringen wir in Auszügen und Zusammenfassungen.

Wie kam ich an die Grenze?

Niemand hatte mich oder meine Kameraden bei der Aushebung danach gefragt, ob wir zu den Grenztruppen wollten. Man setzte uns nach der Einziehung in einen Waggon, ohne uns auch nur die Fahrtrichtung anzugeben.

Unsere zweijährige Dienstzeit begann mit einem Vorbereitungskurs. Auch von ihm wussten wir nicht, wo er stattfand. Vorerst hatten wir, wie alle Rekruten, die Reglemente zu büffeln. Unsere Spezialisierung zeigte sich im Verlaufe unserer weiteren Instruktion; naturgemäss lag ein Hauptakzent auf dem sogenannten Spurenlesen.

Als Soldat kann man es im Verlaufe der Dienstzeit zu allen Unteroffizierschargen bringen. Allerdings besteht wenig Interesse dafür, sich als Feldweibel zu verpflichten. (Ein Feldweibel muss im Minimum ein Jahr länger Militärdienst leisten, aber normalerweise erwartet man von ihm, dass er einen Fünfjahresvertrag unterschreibt.)

Sonst kann sich die Sache materiell einigermaßen lohnen. Der Sold beträgt monatlich für einen Gefreiten 3,80 Rubel, für einen Gruppenchef 10,80 Rubel und für einen Zugführer-Stellvertreter 12,80 Rubel.

(Der Rubel hat eine Kaufkraft von etwa 3 Franken. Die Soldatsätze liegen in der Grössenordnung dessen, was Strafgefangene als «Monatslohn», d. h. als Taschengeld, erhalten. Allerdings sind diese — besonders beim «strengen Regime» — zum Ueberleben darauf angewiesen, zusätzliche Nahrung vom Gefängniskiosk zu beziehen.)

Die Waffenausbildung besorgten frischgebackene junge Offiziere im Fähnrichsgrad. (Dieser unterste Offiziersgrad, der früher als «zaristisch» verpönt war, ist in der sowjetischen Armee am 1. 1. 1975 wieder eingeführt worden.) Einmal kam es bei uns zu einem Schiessunfall, weil unsere Instruktooren selber mit den Waffen zu wenig vertraut waren, deren Handhabung sie uns beibringen sollten.

Nach Abschluss der Grundausbildung verteilte man uns auf verschiedene Grenzabschnitte. Ich kam nach Aserbeidschan, dort, wo der Araks-Fluss die Grenze zum Iran bildet. Auch diesmal unterblieb eine nähere Orientierung. Niemand sagte uns, wo genau unser Grenzabschnitt eigentlich lag. Ich wusste weder den Namen des nächsten Dorfes in etwa 10 km Entfernung noch den Namen der Ortschaft, wo sich unser Stab befand. Der tägliche Dienst nahm uns praktisch rund um die Uhr in Anspruch. Acht bis zehn Stunden mussten wir an der Grenze auf dem Posten sein, und die Instruktion kam noch dazu: militärische, politische und körperliche Ausbildung, Schiessübungen. Hunger und Erschöpfung waren unsere ständigen Begleiter.

Urlaub wird vom Reglement bloss als zulässige Möglichkeit anerkannt und nicht als Anspruch; für uns jedenfalls gab es keinen, und wir reichten von selber keine Gesuche ein.

Vom Kommandieren und Abkommandieren

Was es an Dienstunterbrüchen gab, war von ganz anderer Art. Hatte es in der Wohnung eines Offiziers irgendeinen Schaden, so durfte er einen Soldaten vom Dienst dispensieren und mit der Reparatur beauftragen. In diesem Falle konnte man ihn offenbar an der Grenze erübrigen; die Kameraden übernahmen seine Aufgaben.

Die Offiziere hatten für ihre Familien Wohnungen von drei bis vier Zimmern. Sie konnten in der Regel zu Hause essen und erhielten dafür Verpflegungszulagen. Aber sie ernährten sich nicht selten auf Kosten der Soldatenration und erhöhten sich so ihren Lohn.

Was uns Soldaten an Verpflegungsnorm zustand, wussten wir nicht. Man ass dreimal am Tag. Zum Frühstück gab es gewöhnlich Tee, Hirse- oder Buchweizenbrei, manchmal etwas Butter. Zum Mittagessen erst Suppe, dann versalzene Hering mit Kartoffeln, abschliessend hie und da Kompott. Zum Abendessen wiederum das gleiche, aber mit Tee statt Suppe; zuweilen kamen noch Gurken hinzu. Die Zuteilung an Zucker betrug einen Teelöffel voll pro Mahlzeit.

Ich entsinne mich nicht, dass es an Werktagen je Fleisch gegeben hätte, wenn man von den Suppenknochen absieht.

Und selbst das normale Essen war nur soweit garantiert, als alle Bestandteile vorrätig waren. Die Brotzulieferung versagte häufig, und an Teekraut herrschte gar ein Dauermangel; man färbte jeweils das Wasser mit Zweigen und Blättern so als ob. Umgekehrt verhielt es sich dafür mit den Raucherwaren. Grundsätzlich gab es keine, aber der gute Wille eines Offiziers vermochte sie doch herzuschaffen.

Fahren, Frass und Feinde

Eine spannende Frage war es immer noch, wie man beim eigentlichen Wachtdienst an der Grenze zu seinem Essen kam. Und wie man selber hinkam. Unser Lastwagen GAZ-51 sollte die Patrouillen auf die Posten fahren und den Lebensmittelnachschub besorgen. Aber das tat er nur, wenn er nicht gerade eine Panne hatte. Oft mussten wir also im Laufschrift auf unsere Abschnitte eilen, die zwei bis fünf Kilometer von unserer Unterkunft entfernt lagen. Bis wir erschöpft dort anlangten, hätte nicht bloss ein Ueberläufer, sondern ein ganzer feindlicher Zug ungestört durch die Grenze schlüpfen können, zumal die Sperrsysteme keine so systematische Sperre darstellten.

Ordonnanzkleidung als Wasser-Notration

Was uns am Essen fehlte, das hatten wir offenbar bei der Bekleidung zuviel. Denn die Ausgangsuniform aus gutem Wollstoff mitsamt dem zugehörigen Mantel, die kriegt der Soldat erst bei der Entlassung zu sehen, also nach zwei Jahren.

Während der Dienstzeit standen uns zur Verfügung: zwei baumwollene Hosen und zwei dito Blusen sowie eine wattierte Jacke, die noch bessere Dienste hätte leisten können, wenn sie zwischen hinein auch einmal trocken geworden wäre. Das Tragen privater warmer Socken war streng verboten, obschon wir ständig kalte Füsse hatten. Dafür hatten wir ein Paar Ordonnanzfusslappen; immerhin sahen die Vorgesetzten über ordnungswidrige Exemplare grosszügig hinweg. Das Tragen eigener Pullover und ähnlicher unsoldatischer Wärmespender unter der Uniformbluse war strikte untersagt.

Was vollständig fehlte, war eine Wäscherei. Wer so zimperlich war, innerhalb zweier Jährchen partout seine Kleidungsstücke reinigen zu wollen, konnte das beim Baden besorgen. Dazu war einmal pro Woche Gelegenheit, wenn das Badehaus geheizt und geöffnet war. Und das war praktisch auch die einzige Gelegenheit, bei der sich der Soldat selber richtig waschen konnte.

Was es hingegen bei uns gab, war das Fernsehen. Bloss gebrauchen durfte man es nicht; der Offizier betrachtete das Zuschauen als Herumlungern, und herumlungernde Leute wurden sogleich beschäftigt. Mit dem Radio war es weniger umständlich; das hatten wir schon gar nicht.

Bleibt von den Eingeborenen weg

Doch der verbotenen Unterhaltung stand die gebotene Unterhaltung gegenüber. Die Lehrmittellzentrale fütterte uns weit besser als die Küche. Mit Filmen darüber, wie die Grenzer im Grossen Vaterländischen Krieg heldenhaft gestorben waren.

Um so besser sind die Soldaten von der zeitgenössischen Aussenwelt abgeschirmt. Kontakte mit der Zivilbevölkerung sind unerwünscht. Man konnte nicht tanzen gehen, nicht mit Gleichaltrigen zusammenkommen und mit ihnen reden. Urlaub gab es wie gesagt nicht, oder nur als Beloh-

Teppiche als Kunstwerke.

Wir haben im Orient Teppiche gefunden, die so einzig sind in ihrer Art, so wertvoll und schön, dass sie die Bezeichnung Kunstwerk ohne weiteres verdienen.

Weil sie so selten, alt und kostbar sind, haben wir diese Teppiche in einer Sammler-Kollektion zusammengefasst.

Wenn Sie Ihr gutes Geld in wertbeständigen, heute noch günstigen Teppichen anlegen wollen, sollten Sie das lieber heute als erst morgen tun.

Geelhaar

W. Geelhaar AG, Thunstrasse 7, 3000 Bern 6
Marktgasse 42, 3011 Bern
Teppich-Showroom Zürich, Zweierstr. 35, 8004 Zürich

nung für die Erschiessung eines Grenzverletzers; wir also kriegten keinen.

Natürlich gab es auch alle Nöte, die aus der Isolierung normaler junger Männer resultieren. Es hiess, man tue uns zur Beruhigung etwas ins Essen, aber wir spürten auf jeden Fall keine Beruhigung, sondern Drang; der Zustand war richtig unerträglich.

Einer von uns erhielt einmal 15 Tage scharfen Arrest, weil er Wodka getrunken hatte. Ueberhaupt war man mit Strafen nicht sparsam. Es gab sie hauptsächlich für Schlafen im Dienst und für grundloses Herumschiessen. Das bezog sich — junge Burschen sind halt hungrig — auf das Abknallen von essbarem Getier; der Spruch von verdächtigen Bewegungen oder Geräuschen zog schon längst nicht mehr.

Unsere Einheit war sehr sorgfältig zusammengesetzt. Man hatte sehr darauf geachtet, dass keine regionalen Nachbarn zusammenkamen, keine Freunde, keine Landsleute (d. h. Angehörige gleicher Volksminderheiten). Weniger selektiv war man anscheinend bezüglich des Bildungsniveaus. Ein knappes Drittel von uns hatte die Zehnjahresschule absolviert, ein gutes Drittel die Achtjahresschule, und der Rest war nicht so weit gekommen.

Ueber die Politik wussten die Soldaten von selber nichts. Und die Offiziere sagten uns auch nicht viel mehr als «Ihr bewacht das Land vor der kapitalistischen Gefahr» und was dergleichen Weisheiten mehr sind.

In der zusammengewürfelten Schar kam es kaum zur Bildung von Freundschaften, und das entsprach der organisatorischen Anlage des Dienstbetriebes. Die Leute waren nervös und erschöpft. Sie hatten nicht genug zu essen und nicht genügend Schlaf. In diesem Zustand hassten sie einander und sogar sich selbst.

Wir wagten nicht, einander zu vertrauen, und unterliessen alle Gespräche über ernsthafte Dinge. Es gibt auch gute Kameraden, die einen verzeigen können.

Wie die Leute über dem Fluss lebten, in jener kapitalistischen Welt, davon hatten wir vollends keine Vorstellung. Das, was als Gerüchte über das Leben der iranischen Soldaten herumgeboten wurde, erweckte unsern Neid.

Die Grenzbefestigungen

Die Grenze liegt in der Mitte des Flusses Araks. Der Flusslauf verläuft in einer Schlangenlinie und berührt an manchen Stellen fast den Grenzsaun auf dem Ufer; anderswo ist er 500 Meter davon entfernt. Dieser Saun schloss die neutrale Zone des Flussufers ab; er bestand aus Stacheldraht auf Pfosten, mit Fähnchen daran. Der Draht steht unter Schwachstrom, so dass auf der Wache sofort ein Signal losging, wenn sich zwei Drähte zufällig verfangen oder ein Fähnchen sich verschob — und natürlich auch, wenn ein Draht zerschnitten wurde. Hinter dem Saun lag grenzwärts ein 5 bis 6 Meter breiter, aufgepflügter Kontrollstreifen.

Während meiner Dienstzeit wurde ferner ein Sperrsystem aus Stacheldrahtrollen eingeführt.

Im Schilf und Gestrüpp endlich verlief das dritte «System», das nicht unter elektrischer Spannung stand: dünne Stahldrähtchen mit Schlingen. Ein Erfahrener vermag diese 2 bis 3 Meter aber durchaus zu überwinden: man muss die Wattedecke über die Drähte legen und darüber kriechen. Dieses System gibt es nur an leicht gang-

baren Stellen, etwa da, wo der Fluss nahe am Grenzsaun vorbeifliesst. Zwischen dem Fluss und dem Drahtsystem sind zusätzliche Stolperdrähte gespannt.

Die befestigte Zone ist unterschiedlich breit: durchschnittlich 100 Meter, manchenorts aber bloss 20 oder gar nur 5 Meter. Nicht einmal unser Kommandant wusste, dass es manchenorts Sperrrichtungen gab, während wir es wussten, da wir im Dienst darauf gestossen waren. Es gab auch sehr schwach befestigte Abschnitte.

Gleich hinter dem Stacheldrahtsaun verlief unser Patrouillenpfad, und rund 10 Meter dahinter begannen die Baumwollfelder.

Parallel zur Grenze, etwa 500 Meter vom Grenzsaun entfernt, verläuft die Eisenbahnlinie. Dort gibt es ebenfalls spezielle Patrouillen. Auch kontrollieren zwei Soldaten in jedem Waggon eines Passagierzuges alle Reisenden. Die Bewohner der Grenzzone haben im Personalausweis einen entsprechenden Vermerk; andere Personen brauchen eine Sondererlaubnis.

Wie wir wachten und schliefen

Tagsüber wird der Grenzabschnitt von den drei zur Grenzwahe gehörenden Wachttürmen beobachtet; sobald etwas Verdächtiges entdeckt wird, kommt der Einsatzbefehl. Ausser 50 Patronen und der Signalpistole trägt jeder Soldat am Gürtel einen Telephonhörer, der bei den Sprechstellen in der neutralen Zone angeschlossen werden kann. Die Wahe ist eine Kalaschnikow-MP.

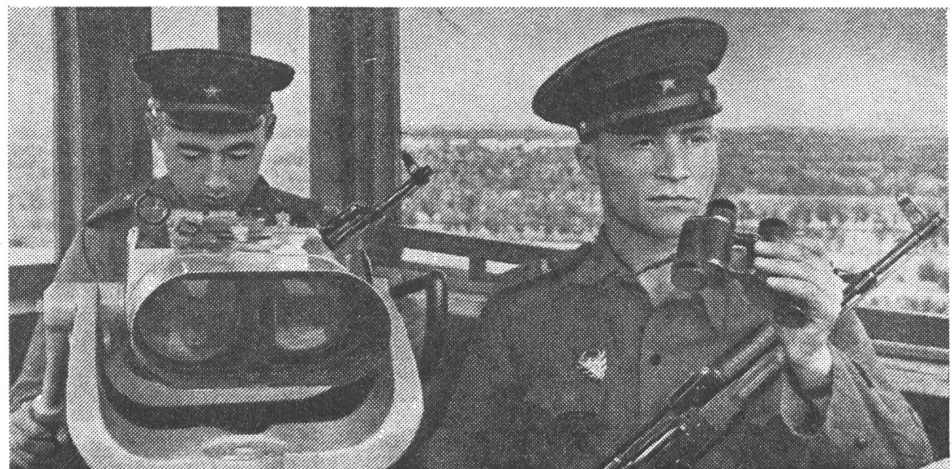
Nachts tat niemand Dienst auf den Wachttürmen, dafür wurden 3 Doppelstreifen in die neutrale Zone entandt, d. h. 6 Mann auf 20 Kilometer Grenze. Diese hatten in gewissen Zeitabständen auf der Wahe Bericht zu erstatten. Der Dienst dauerte ununterbrochen 8 Stunden. Und das Wetter in jener Gegend war meistens entweder Schnee oder Regen.

Wir wandten alle möglichen Kniffe gegen das Dienstreglement an. Wir dachten immerfort daran, wie wir es anstellen mussten, dass der Vorgesetzte nicht erfuhr, dass wir auf unserem Posten schliefen. Zum Beispiel: In seinem Abschnitt angekommen, maskiert sich der Soldat, schlüpft unter den Stacheldraht, bedeckt sich mit den dünnen Drahtschlingen. Doch der beste Freund des Grenzsoldaten ist der Hund, den er in der Nacht meistens mitnimmt. Wenn er zu bellen anfängt, heisst das, dass Vorgesetzte nahen...

(Fortsetzung folgt)



Alarmübung bei einer Unterkunft von Grenztruppen.



Grenzsoldaten auf dem Wachturm.

(Bilder aus «50 Let», Moskau 1967)